



Erklärt die Welt: Heinz Weissenberg als Unterbrandmeister Heini Stertkötter.

FOTO: REIMAR OTT

Hähnchen und Rapsmusik

Die Bullemänner in der Ravensberger Spinnerei

VON MARCUS OSTERMANN

■ Bielefeld. „Die Westfalen haben den Blues, aber sie singen ihn nicht“, behaupten die Bullemänner. Überhaupt haben Westfalen in manchen Situationen Schwierigkeiten, sich angemessen zu äußern, nicht nur musikalisch: „Kontakt ist nicht unser Beritt!“ Insofern sind Augustin Upmann und Heinz Weissenberg gar keine typischen Vertreter des von ihnen aufs Korn genommenen Landstrichs.

Und wiederum doch, denn genau das ist das Thema: Wie kann unter diesen Umständen das Wichtige im Leben doch noch geäußert werden, auch wenn der verliebte Erdbeerbauer Jahre und viele vergebliche Anläufe

braucht, um das Herz seiner liebsten polnischen Pflückerin zu erringen?

Die alles entscheidenden Kommunikationsakte im Leben der Westfalen, ohne die langen Pausen dazwischen und kondensiert auf zwei Stunden, das ist das Konzept des „Ethno-Kabaretts“ der Bullemänner, auch in ihrem mittlerweile achten Programm „Ochotochott“ (Regie: Günter Rückert).

Gesungen wird ebenfalls reichlich, nicht nur Blues, sondern auch Rapsmusik (wie Rap auf Westfälisch lautet), mit Unterstützung der „weiblichen Einmannkapelle Svetlana Ochotlawa aus Ochot am stillen Och“, die in Wirklichkeit Svetlana Svoroba heißt, aber so oder so eine brillante Pianistin ist und auch am Klappstuhl überzeugt.

Einer der musikalischen Höhepunkte ist sicher die Hymne des Suchtdruper Hühner-Oligarchen Chicken-Hubert (Augustin Upmann), der seinen per russischer Schwerlastmaschine eingeflogenen „Wings of Change“ ein musikalisches Denkmal setzt, das das Scorpions-Original gleich in mehrfacher Hinsicht „überflügelt“.

Aber das Panoptikum westfälischer Originale, das die Bullemänner auf die Bühne bringen, gibt noch einiges mehr her: Panhas etwa, den Supermarkt-Gehilfen mit dem ausgedehnten Tätigkeitsprofil: „Ich kann Kasse. Ich kann Leertag. Und ich kann ... beides!“ Eine religiöse Familie der unteren Einkommenschicht („bildungsfern, aber glaubensnah“) mit den Töchtern Cindy und Sandy („Da vorn

auffe Prozession, das war voll nich Madonna, ey!“) und Sprössling Jules-Werner, standesgemäß mit tiefergelegter Flachlandschleuder: „Ameisen duckt euch!“

Und dann ist da noch das Alter Ego von Heinz Weissenberg, Unterbrandmeister Heini Stertkötter, der den begeisterten Zuhörern die Welt aus dem Geiste der Drehleiter erklärt, deren Länge in etwa dem Radius seines Horizonts entspricht. Trotzdem hat er das Herz auf dem rechten Fleck:

Ob es um einen Auftritt der Freiwilligen Feuerwehr Suchtdrup auf dem Christopher Street Day in Osnabrück geht („Wir woll'n euch löschen seh'n!“) oder um einen heiklen Saunabesuch mit finnischen Kollegen – immer siegt der gesunde

Menschenverstand. Nur bei der Opferbetreuung ist einer wie Heini denn doch überfordert: Dass man dem Verunfallten nicht 50 Euro für sein Schrottauto anbietet, muss er noch lernen.

Es geht stellenweise recht derb zu bei den „Gags für mit nach Hause nehmen“ der Bullemänner, aber immer witzig – wie das eben so ist im Wilden Westfalen. Und das eine oder andere Wissenswerte erfährt man auch: „In Osnabrück ist das Werfen von Pellets Ausdruck höchster Begeisterung – es soll Wärme ausdrücken.“

Das etwa 300-köpfige Publikum im Historischen Saal der Ravensberger Spinnerei war schwer begeistert und wollte die Bullemänner (nebst Begleitung) kaum von der Bühne lassen.

Das GMD-Karussell dreht sich weiter

Nils Schweckendiek und Marc Niemann am Pult

■ Bielefeld (jvt). Die Freitags- und Sonntagsaufführung von „La Bohème“ mit Nils Schweckendiek und Marc Niemann am Pult standen wieder im Zeichen der Kuhn-Nachfolge.

Nils Schweckendiek wird am 14. Februar „Rothko Chapell“ von Morton Feldmann in Helmsink dirigierte; bei Peter Gülke hat er gelernt, bei Boulez sich vervollkommen; Konzerte mit dem Leipziger Gewandhausorchester hat er gegeben.

In Bielefeld ging er energisch und mit klarer Vorstellung zu Werke. Akkurate Schlagtechnik ohne Firlefanz vermittelte den Philharmonikern die Marschroute. Man schien sich zu verstehen. Schweckendiek beherrscht jene feine Balance, die den versierten Operndirigenten auszeichnet. Er realisiert mit musikalischer Autorität seine musikalische Richtlinienkompetenz, und er lässt den wieder glänzend aufgelegten Gesangssolisten die gebotene Freiheit, ihre bravourösen Spitzentönenfermaten hingebungsvoll auszukosten. Die verwickelten Chor- und Ensemble-Tableaus im 2. Akt organisierte er souverän. Von ihm wird noch zu hören sein. Ob in Bielefeld, muss die Findungskommission entscheiden.

Nach einer bemerkenswerten „Zauberflöte“ am Staatstheater Cottbus avancierte Marc Nie-

mann dort zum Ersten Kapellmeister. Gestern stellte er sich dem Bielefelder Publikum vor.

Seine „La Bohème“ war bisher die italienischste, will heißen: Er inszenierte die dramatischen Höhepunkte mit großer Leidenschaft bei durchaus eindeutiger und fast nüchterner Zeichnung. Er ließ das Orchester spielen, wenn die Partitur es erlaubte, was die Musiker ihm dankten, griff beherzt ein, wenn es geboten war.

Zu Beginn des zweiten Aktes brauchte er eine kleine Weile, um den vielen beteiligten Chorsängern seine Tempi zu vermitteln. Besonders subtil gelang ihm die differenzierte Charakterisierung zweier grundverschiedener Liebesentwürfe am Ende des dritten Aktes. Träumerische Innigkeit und destruktivste Eifersucht waren gleichzeitig auf den Punkt gebracht. Das war Puccini pur.

Wenn Ari Rasilainen, GMD der Deutschen Staatsphilharmonie Rheinland-Pfalz, im Frühjahr „seine“ La Bohème hinter sich gebracht hat (er hatte am 23. Dezember wegen eines Todesfalls in der Familie absagen müssen), wird die Findungskommission unter Vorsitz von Oberstadtdirektor a. D. Herbert Krämer aus der fünfköpfigen Kandidatengruppe zwei bis drei Dirigenten ins Finale schicken.



Energisch: Dirigent Nils Schweckendiek. FOTO: MARCO BORGGREVE



Italienisches Gespür: Dirigent Marc Niemann. FOTO: PRIVAT

„MS Deutschland“ auf Abwegen

Kabarettisten-Trio „Bundeskabarett“ im Bunker

VON HANNA IRABI

■ Bielefeld. Der eine trägt einen alten Wollpullover, schlabberige Shorts und verwechselt „promovieren“ schon mal mit „provizieren“. Der andere präsentiert sich im schicken Anzug, hat mehrere Handys, fährt S-Klasse und jongliert mit New-Economy-Vokabeln. Der eine, Henry Schumann, ist Ossi, der andere, Sebastian Pufpaff, Wessi. An sich wäre das kein Problem, aber die beiden sind Partner in einem äußerst schweren Unterfangen: Sie müssen den festgefahrenen Luxusdampfer MS-Deutschland steuern.

Begleitet werden sie dabei von „Praktikant“ Martin Zingsheim in blauer Marineuniform, der den Konflikt am Piano musikalisch vertont. Und der birgt viel Zündstoff: Erbarmungslos rechnen Wessi Pufpaff und Ossi Schumann miteinander ab, sind sich dabei für kaum ein Klischee zu schade und lassen kein Missverständnis und keine Schuldzuweisung aus.

Während Pufpaff den arroganten, besserwisserischen „typischen Westdeutschen“ gibt, wirkt Ossi Schumann eher einfach gestrickt und antwortet auf das empörte, wütende oder zuweilen auch aufmunternde Geplapper seines schönseligen Gegenübers meist nur mit einem recht einfältigen „Nuu“. Als Pufpaff ihn jedoch einen „alten Bolschewistenbock“ nennt, reicht es selbst ihm, und die beiden beginnen eine wilde Rangelerei – der schon lange gärende Streit gerät außer Kontrolle.

Kurzerhand ziehen die beiden Streithähne mit Flatterband eine neue „Mauer“ hoch – einmal quer durchs Publikum im Bunker Ulmenwall. Aber auch das geht nicht lange gut, denn

die geteilten Hälften vermissen sich. So kommt es zur deutsch-deutschen Heirat, sprich Vereinigung Deutschlands, die Zingsheim – ein begnadeter Sänger – mit dem Song „Wir sitzen alle im selben Boot“ begleitet.

Die Story mag simpel sein, den drei Kabarettisten gelingt es durch ihre erfrischende Komik jedoch, ihr ungeahnte Feinessen und viel Witz zu entlocken. Dazu tragen vor allem die liebevoll dargestellten Charaktere bei, die – anders als im herkömmlichen Nummernkabarett – einem Theaterstück gleich den ganzen Abend bestimmen und eine Geschichte erzählen.

Zingsheim, Schumann und Pufpaff, die auch für den Bielefelder Kabarettpreis nominiert sind, heißen übrigens auch im wahren Leben so und setzen sich tatsächlich aus westdeutschen und ostdeutschen Darstellern zusammen. Eins ist ihnen mit ihrer kurzweiligen, intelligenten Darstellung sicherlich gelungen: Eine – trotz allem Klamauk – nachdenkliche stimmende Auseinandersetzung mit einem noch immer aktuellen Thema.



Schreikrampf: Wessi Sebastian Pufpaff. FOTO: HANNA IRABI

Die letzte Zigarre

■ Bielefeld. Was bleibt nach 42 Ehejahren? Das Stück „Die letzte Zigarre“ von Bengt Ahlfors fragt danach, wohin mit all den nicht ausgelebten Gefühlen und unbefriedigten Begierden. Eine Komödie für alte und junge Ehepaare und für Leute, die niemals heiraten wollen. Die erste Vorstellung dieser Inszenierung im Mobilien Theater, Feilenstraße 4, wird am Freitag, 6. Februar, aufgeführt. Beginn ist um 20 Uhr, Karten gibt es unter der Telefonnummer: 12 21 70.

Blüten in Eis

■ Bielefeld. Wie ästhetisch und zauberhaft schön gefrorenes Eis eigentlich aussehen kann, zeigt der russische Künstler Vasilij Cosenov mit seiner Ausstellung „Eiskalt erwischt“, die ihm die Galerie Gruppe 10 ausrichtet. Der 51-jährige Künstler friert Blumen auf dem Höhepunkt ihrer Blüte ein und fotografiert sie dann, von natürlichem Sonnenlicht erhellt. Die Ausstellung wird am Mittwoch, 7. Februar, um 20 Uhr in der Galerie Gruppe 10, Hans-Sachs-Straße 4, eröffnet.

Steffen Möller liest im Theaterlabor

■ Bielefeld. Auf Einladung des Kulturvereins Bielefeld liest der aus Wuppertal stammende Kabarettist Steffen Möller am Samstag, 7. Februar, aus seinem Buch „Viva Polonia – als deutscher Gastarbeiter in Polen“. Die Lesung im Theaterlabor/Tor 6 beginnt um 20 Uhr. Steffen Möller lebt seit 1994 in Polen und ist dort ungemein beliebt.

Beginn einer neuen Tradition?

Erstes Orgelkonzert in der Synagoge Beit Tikva

VON MATTHIAS GANS

■ Bielefeld. Nein, es war kein gewöhnliches Orgelkonzert, das Johannes Vetter am Samstagabend spielte. Nicht nur die Sicherheitskontrolle am Eingang von „Beit Tikva“ (Haus der Hoffnung) deutete auf die besonderen Umstände dieses Ereignisses hin, sondern auch die Konzeption des Programms. Außergewöhnlich beziehungsreich hatte Vetter das erste Orgelkonzert seit 70 Jahren in einer Bielefelder Synagoge zusammengestellt. Musik sollte erklingen, an der sich die Beziehung des Judentums zur Orgelmusik exemplarisch aufzeigen sollte.

Zwei Orgelsonaten von Felix Mendelssohn Bartholdy dienen als Rahmen für Werke, die den Zuhörern durchaus etwas zumeinten: Vier Sätze aus Mauricio Kagels „Rrrrrrr... acht Stücke für Orgel“ und Arnold Schönbergs 1941 komponierte Orgelsonate.

Mendelssohns zweite Sonate c-moll op. 65 dürfte eines der letzten in einer Synagoge gespielten Orgelwerke vor der fast völligen Auslöschung jüdischen Lebens in Deutschland durch die Nationalsozialisten gewesen sein. Siegfried Würzburger, seit 1911 Organist an der Frankfurter Westend-Synagoge, spielte sie dort am 27. April 1938. 1942 starb er in einem Lager in Lodz. Ihm widmete Vetter die Aufführung dieses Werks.

Die Interpretation der dritten Sonate in A-Dur geschah in Andenken an Moses Mendelssohn, dem Großvater des Komponisten. Der große jüdische Aufklärer stehe mit seiner Freundschaft zu Lessing, für ein „Mo-



Hoffnungsvoll: Der evangelische Kirchenmusiker Johannes Vetter, hier mit Noten von Schönbergs Orgelsonate; das Instrument, eine Steinmann-Orgel (hinten links), wurde absichtlich dezent in den Raum integriert, da es von manchen Gemeindegliedern als typisch christlich empfunden wird. FOTO: MATTHIAS GANS

dell für christlich-jüdische Annäherung, die gelebt wurde und die im Graben der Shoa scheiterte“, so Vetter in seiner höchst instruktiven Einführung.

Arnold Schönberg schließlich, der „agnostische Jude“ (Vetter), wurde erst durch die Pogrome in Deutschland und das erzwungene Exil in den USA auf sein Judentum gestoßen. Einige Werke komponierte Schönberg eigens zur Aufführung in Synagogen, die Orgelsonate blieb allerdings Fragment. Seine Auffassung von Musik für den Gebrauch in Synagogen unterschied sich offenbar zu sehr von

denen seiner jüdischen Gemeinde in Los Angeles.

Eine Diskussion, die bis heute und auch wieder in deutschen Synagogen geführt wird. Denn hier ist die liberale jüdische Tradition, die Orgelmusik in Konzerten und in liturgischer Funktion kennt, weitgehend unbekannt. So gehörten unter den rund 180 Zuhörern wohl nur eine Minderheit der Bielefelder Kultusgemeinde an. Die Orgel gilt hier als christliches Instrument. Deshalb hat die Gemeindeführung die Steinmann-Orgel aus der Paul-Gerhardt-Kirche zwar übernommen, doch

durch bauliche Maßnahmen so diskret in den Raum integriert, dass sich auch Vertreter orthodoxer Auffassungen, die nur die Gesangsstimme in der Synagoge dulden, nicht provoziert fühlen können. Es war mutig von der Gemeindeführung, die Diskussion mit diesem Orgelkonzert weiter zu führen. Eine stilkundigere, manuell versiertere und leidenschaftlichere Darstellung als die von Johannes Vetter, der die klangfarblichen Möglichkeiten der Steinmann-Orgel adäquat ausnützte, hätten sich die Anhänger der liberalen Tradition kaum wünschen können.